

6. Juli 1996

Living with the blues

Die Königsklasse der Musik. LSD in Bienenstöcken. Wie aus Twängel dängel dingel dum nur noch Twäng wird. Politisch unkorrektes. Frauen, die einem weglaufen.

Worms jazzt – so lautet das Motto des heutigen Tages, und was wäre da angesagter, als die jazzigste aller Punk-Trash-Ikea-Burger-King-Rockabilly-Kapellen einzuladen? Um ehrlich zu sein, einen Moment lang haben wir uns gewundert, was wir auf einem Jazz-Festival verloren haben, doch dann wurde uns klar, dass wir etwas mit allen Jazz-Profis gemeinsam haben: Wir machen für Geld jeden Scheiß. Und bei unserem Bandnamen kann mir niemand erzählen, er hätte nicht gewusst, was ihn erwartet, oder?

Uns jedenfalls erwartet die Wormser Innenstadt mit einer hübschen Fußgängerzone, durch die wir natürlich trotzdem durchfahren – das sind halt die Privilegien eines Stars: Du kannst überall durchfahren, wo „Durchfahrt verboten“ steht, Du kannst überall parken, wo „Parken verboten“ steht, Du gehst überall rein, wo „Eintritt verboten steht“ und – Du kannst das Publikum nicht nur akustisch, sondern auch physisch malträtieren. Das geht so: Mal wieder muss ich die Instrumente und Verstärker mitten durchs Publikum tragen. Sektglasschwenkende, wohlriechende, teuer gekleidete, übergewichtige Schnösel-Jazzfest-Besucher, die in Begleitung ihrer feuchtigkeitscremegezeichneten Freundinnen (im Musikerjargon Sektstandschlampe genannt) Dir überall den Weg versperren, ohne dass sie sich auch nur im geringsten bemüßigt sind, dem boxenschleppenden *homo musicus laborans* ein wenig Platz zu machen. Stattdessen fühlen sie sich bemüßigt, ihren Damen ihren Humor und Mutterwitz unter Beweis zu stellen, indem sie möglichst laut solchen Mist wie „Anfänge!“ oder „Wo hängt’s?“ dem armen Kulturarbeitnehmer hinterherlallen. Selbiger nimmt diese Unverschämtheiten gelassen und rächt sich, indem er beim Schleppen der Box durch das Publikum die Box „zufällig“, „leider“, „Oh Gott, wie ungeschickt von mir“, den größten Lallhanseln in die Kniekehle rammt. Das ist die Rache des kleinen Musikanten. Tut gut.

So, und jetzt werdet Ihr Euch aber immer noch fragen, was die Shit Shakers wirklich auf einem Jazz-Festival zu suchen haben. Na ja, der Grund dafür ist, denke ich, der Blues. Da Jazz auf die Dauer viel zu nervig für das Publikum ist, wird auf Jazz-Festivals auch der Blues gespielt. (Wer erträgt denn schon mehrere Stunden am Stück Musik, die klingt, als hätte man aus Versehen ein wenig LSD in einen Bienenstock fallen gelassen, wovon die armen Tierchen dann ganz begeistert genascht haben?) Und wo das Wort Blues fällt, da fallen auch die Hemmungen, Rockabilly-Bands einzustellen – sehr zu unserer und unseres Steuerberaters Freude. Tja, wir alle kennen ihn, haben ihn, lieben ihn: den Blues. Vielen Musikern gilt er als das Nonplusultra der gesamten abendländischen Musikkultur. Wer den Blues hat, ihn spielen kann, der ist cool, der ist hip, der ist der *lone ranger* der Musik, der mit

seiner Gitarre in der Hand einsam in den Sonnenuntergang reitet, während ihm Hunderte trauriger und schmachsender Frauenblicke hinterher eilen – doch er hat nur Augen für den Blues. How Blue can you get, baby?

Jetzt muss man dem Laien natürlich erst mal erklären, was der Blues ist. Fangen wir mit den Inhalten an: Die Themenpalette des Blues ist nicht gerade üppig bestückt: Es geht um Frauen, die weglaufen, um Züge, in denen die Frauen sitzen, die einem weggelaufen sind, oder um Wohnungen, die leer sind, weil die Frau weggelaufen ist, oder um den Morgen, an dem man aufwacht, nachdem die Frau weggelaufen ist, oder um den Morgen nach dem Morgen, an dem man aufgewacht ist, nachdem die Frau weggelaufen ist und so weiter und so weiter. Meistens startet ein Blues auch mit den Worten „I woke up this morning“, weswegen ein gängiger Scherz besagt, dass auf dem Grabstein eines Bluesmusikers steht „Did not wake up this morning“. Na denn mal Guten Morgen.

Musiktheoretisch betrachtet ist der Blues ein recht simples Schema aus drei Akkorden (Tonika, Dominante, Subdominante), das jeder recht fix erlernen kann. Und auch die Blues-Soli bestehen oftmals nur aus wenigen Tönen, die mehr oder weniger kunstvoll gequält werden: Twängel dängel dingel dum! Besonders fies ist der Blues ohne Auflösung, also nur mit zwei Akkorden oder im Ernstfall mit nur einem Akkord, hier kann man endlos heulen und jaulen, ohne dass da auch nur im entferntesten der Hauch einer Dramaturgie zu spüren wäre. Da wird dann aus Twängel dängel dingel dum nur noch Twängel dängel. Oder twängel. Oder twäng. Vielleicht ist der Blues ja auch deswegen so beliebt, denn mehr als bei aller anderen Musik kommt es beim Blues nicht auf schwer erlernbare Technik oder kompositorische Fertigkeiten an, sondern auf das „feeling“ an, also auf irgendetwas, was sich objektiv nicht feststellen lässt. Und eigentlich glauben wir doch alle, dass wir irgendwie echt „feeling“ haben, oder? Also, schnapp Dir eine Gitarre und lass Deinem Gefühl freien Lauf. Das ist der Blues, Du hast ihn, und wer Dir zuhört, kriegt ihn auch. Twängel dängel dingel dum.

Haben wir also alle den Blues? Mitnichten, meine Freunde, Puristen behaupten sogar, dass Menschen mit weißer Hautfarbe so gut wie gar nicht den Blues haben können. Können ihn also nur Schwarze haben, wie es die landläufigen Vorurteile wollen? Sie haben ihn – dank unserer Vorurteile – alle und immer, denn wer mal unter sengender und siedender Sonne in Ketten gelegt Baumwolle gepflückt hat, hat halt auch den Blues, so die landläufige Meinung der Experten und des Publikums. Deswegen glauben auch alle, dass Afro-Amerikaner (*Schwarze* oder *Neger* wäre politisch unkorrekt) auch gut singen können, obwohl ich auch Gegenbeweise kenne: Vor einem Auftritt der Rockfords gab es einmal einen Karaoke-Wettbewerb, und der Einsänger, eben ein Afro-Amerikaner, sang unglaublich brillant genau einen Halbton nebendran – da wird glatt der Schoppen sauer. Wahrscheinlich fällt das auch unter die Rubrik „Blues“. Twängel dängel dingel dum.

In einer weiteren, weniger musiktheoretischen, sondern eher philosophisch-ganzheitlich-existentialistischen Betrachtungsweise ist der Blues mehr als nur twängel dängel dingel dum,

sondern steht repräsentativ für alles, was im Leben scheiße ist: Frauen, die einem weglaufen, leere Biere, Fußballmannschaften, die das Heimspiel verlieren und den Aufstieg in die erste Liga verpassen, Frauen, die einem weglaufen, gerissene Schnürsenkel oder Saiten, geplatzte Schecks, Frauen, die einem weglaufen, verbrannte Pizzas, kaputte Vergaser, Frauen, die einem weglaufen, ein schlechtes Fernsehprogramm und – natürlich Frauen, die einem weglaufen. Unter dem Strich ist der Blues also ein Lebensgefühl: Geht es Dir Kacke, hast Du eben den Blues. Und das wird dann im Blues verkitscht. Cool, Du hast den Blues. Dabei ist das mit dem Blues eigentlich ziemlich scheiße: Es mag ja ganz nett sein, den Blues zu singen, aber ihn zu haben ist in etwa genauso schlimm wie zu schwarzen Hosen braune Herrenslipper mit Bommeln und weiße Socken anzuziehen. Twängel dängel dingel dum.

Den Blues bekommen gegen Ende unseres Konzertes auch die örtlichen Christen, die im Dom, der direkt gegenüber unserer Bühne liegt, gerne beten möchten, ohne dazu von uns musikalisch begleitet zu werden, weswegen unser Auftritt dann ein jähes Ende findet. Den Blues kriegen auch wir nach dem Auftritt, als man uns die Gage auszahlt – für das Geld hätte eigentlich ein Twängel gereicht, das dängel dingel dum war sozusagen die Zugabe. Aber so ist das halt, wenn man den Blues spielt: wenig Geld, wenig Frauen, wenig Ruhm und viel Twängel dängel dingel dum.